

ÄSTHETIK DER GEWALT?

Hans Ulrich Gumbrecht



10

Die Ermordung von Senzo Meyiwa, dem Torwart und Kapitän der südafrikanischen Fußball-Nationalmannschaft, im Oktober 2014 war eine Nachricht, die umso beängstigender wirkte, als sie sich in eine lange Reihe gewaltsamer Begleiterscheinungen des Spitzensports einreihete. Sie erinnerte an den kolumbianischen Fußball-Nationalspieler Andrés Escobar, der nach seinem Eigentor bei der WM 1994 von einem sogenannten Fan erschossen wurde, aber auch an die Abgründe, die sich 2010 um den brasilianischen Torwart Bruno aufgetan hatten, der seine Freundin entführen und ermorden ließ, sowie – natürlich – an die Verurteilung des ebenfalls südafrikanischen Sprinters Oscar Pistorius nur wenige Tage vor Meyiwas Tod.

Es sind aber gar nicht solche spektakulären Einzelfälle, welche die wohlbekannte Debatte über jene geheimnisvolle – manche sagen: offensichtliche, andere: bloß hypothetische – Beziehung zwischen Sport und Gewalt immer weiter motivieren. In dieser Debatte geht es um die einigen Sportarten wohl inhärente und daher möglicherweise unvermeidliche Gewalt, die in regelmäßigen Abständen entsprechende Gewalthandlungen auf Seiten der Zuschauer auszulösen scheint. Angesichts der immer weiter eskalierenden Ausschreitungen neigt man dazu, der genannten Hypothese zuzustimmen und sein Bedauern über die Tatsache auszudrücken, dass gewaltsame Übergriffe Teil des sportlichen Alltags geworden sind: In Belgrad musste ein Spiel der serbischen Nationalmannschaft abgebrochen werden, nachdem Spieler und Fans das Fußballfeld für imperialistische Demonstrationen und handgreifliche Auseinandersetzungen um eine Flagge

Großalbaniens zu nutzen müssen glaubten; in Köln schlossen sich Fußballfans der bekennend gewaltbereiten Vereinigung ›Hooligans gegen Salafisten‹ an, und die Bremische Bürgerschaft weigert sich, künftig noch für die allfälligen Polizeieinsätze aufzukommen, die bei sogenannten ›Risikospiele‹ notwendig sind, um den Mob vor den Stadien und auf den Rängen im Zaum zu halten.

Das alles sind, im Großen wie im Kleinen, unbestreitbar abscheuliche und verstörende Ereignisse – auch wenn man weiß, wie wenig das Verhöhnern und Provozieren des Gegners bzw. seiner Fans inzwischen noch aus dem Verhaltensrepertoire eines echten Fußballfans wegzudenken wäre. Die Warnung vor Gewalt in den Stadien ist daher auf durchaus nachvollziehbare Weise auch zum festen Bestandteil der Sportberichterstattung geworden. Und doch ist dies der Punkt, an dem sich der gebotene Protest gegen Gewalt im Sport selbstständig und kontraproduktiv wird. Denn dass Stadien einen Freiraum für Gewalttätigkeit bieten, ist zugleich zu ihren durchweg positiven sozialen Funktionen zu zählen. Wir sollten uns daher nicht auf eine – von keinem Gedanken an Toleranz angeflogene – ›Wachsamkeit‹ beschränken, die jede Form von Gewalt bekämpft, egal wo sie auftritt. Viel wichtiger ist es, jene Schwelle zu identifizieren, von der an Gewalt im Stadion tatsächlich ein Bedrohungspotenzial darstellt.

Als Einstieg in eine solche Diskussion schlage ich vor, ›Gewalt‹ als Eroberung oder Besetzung von Räumen durch Körper zu definieren, die gegen den Widerstand anderer Körper erfolgt. Dass der Einsatz von Gewalt heute nicht mehr in der Verfügung jedes Einzelnen steht, sondern ausschließliches Monopol des Staates ist, gehört zu derjenigen historischen Entwicklung, die wir ›Modernisierung‹ nennen. Während diese Entwicklung unsere Privatsphäre durchaus sicherer gemacht hat (zumindest im Rahmen demokratischer Gesellschaften), hat das moderne Leben – als ein Leben, das Körperlichkeit vermeidet, wenn nicht gar ausschließt und dessen alltägliche Vollzüge heute fast nur noch in der Kopplung von Bewusstsein und Software bestehen – unsere Körper in eine größtenteils dysfunktionale Materie transformiert, in eine Zone existenzieller Trägheit, die nur noch Nervosität und leeren Aktivismus hervorzubringen imstande ist.

Neben der eigenen aktiven Betätigung als Sportler kann die Stadionerfahrung in dieser Situation auf zweierlei Weise kompensatorisch wirken – woraus auch erhellt, warum Zuschauersport heutzutage populärer ist als je zuvor: Als Zuschauer einer Sportveranstaltung im Stadion kann man sich erstens mit den individuellen Athleten und den Bewegungen ihrer Körper identifizieren; und zweitens durch die gemeinsame Identifikation mit einem Akteur oder einer Mannschaft Bestandteil eines größeren, kollektiven Körpers werden.

Was die Identifikation des individuellen Zuschauers mit individuellen Athleten, Mannschaften oder Sportarten angeht, so herrscht nach wie vor das Missverständnis vor, der Grad an Gewalt, den eine Sportart selbst hervorbringt,

habe eine ›ansteckende‹ Wirkung auf das Publikum. Das Gegenteil ist der Fall, wie zahllose empirische Untersuchungen immer wieder gezeigt haben: Boxen und andere Kampfsportarten, Eishockey oder American Football, d.h. Sportarten, die einen besonders hohen Einsatz von Gewalt erforderlich machen, zeichnen sich gerade nicht durch massenhafte Gewalthandlungen ihrer Zuschauer aus. Fußball hingegen, eine Sportart, die Übergriffe ihrer Teilnehmer sanktioniert, ist für seine gewalttätigen Fans berüchtigt – so wie paradoxerweise viele hochintelligente Schachspieler mit sadistischen Gewaltakten Schlagzeilen gemacht haben, wenn sie etwa eine Zigarette auf dem Handrücken ihres Gegners ausdrücken. Es scheint demnach, dass die ausgleichende Funktion des Stadions, mittels derer wir unser nahezu körperfreies Alltagsleben kompensieren, besser erreicht wird, wenn es selbst unzweideutig Gewalthandlungen präsentiert.

Der gesamte Komplex der Identifikation von Zuschauer und Sportler zeitigt dabei mitunter fraglos eigentümliche und eigentümlich exzessive Folgeerscheinungen – diese aber wachsen sich fast nie zu ernsthaften Problemen aus. Problematisch wird es erst, wenn die gebündelte Aufmerksamkeit auf einen Athleten individuelle Zuschauer in einen Kollektivkörper verwandelt – durchaus vergleichbar mit der Art und Weise, in der im frühen Christentum die Gemeinschaft der Gläubigen als ›mystischer Körper Christi‹ beschrieben wurde. Während die Teilhabe an einem solchen mystischen Körper auf der einen Seite den Grad unserer Autonomie herabsetzt, geht sie auf der anderen mit der Euphorie einher, sich im physischen wie im spirituellen Sinne in kollektive Präsenzerfahrungen sowie Bewegungen, die die jeweils individuelle Existenz übersteigen, fallenlassen zu können.

12

›La ola‹, die Welle, die in unseren Stadien seit der Weltmeisterschaft 1986 in Mexiko so beliebt geworden ist, kann als denkbar harmloser Ausdruck dieser Euphorie aus Selbstaufgabe verstanden werden – harmlos, und am Ende auch bedeutungslos, insofern die Welle meist erst initiiert wird, wenn das Spiel selbst langweilig zu werden droht. Manchmal aber steigert sich ein solcher kollektiver Körper in einen ekstatischen Enthusiasmus hinein, weil ein konkreter Spielzug ein ästhetisches Niveau erreicht, auf dem die gemeinsame Freude über das Gelingen das Interesse an Sieg oder Niederlage der beteiligten Teams überstrahlt. Das Halbfinale der Fußballweltmeisterschaft 1970, in dem Italien Deutschland bekanntlich 4:3 nach Verlängerung besiegte, war ein solches Spiel – ebenso wie einige der Partien, die die brasilianische Nationalmannschaft in den Jahren nach 1958 spielte, den Zeiten von Pelé, Didi und Mané Garrincha. In solchen Augenblicken wird unsere Freude als Zuschauer selbst körperlich spürbar und übersteigt – in einem sozialen, fast aber auch religiösen Sinne – jede Trennung zwischen Zuschauergruppen, die verschiedene Mannschaften unterstützen.

In dieser Form körperlicher Transzendenz und kollektiver Inklusion liegt der einfache Grund, warum der mystische Körper, den die Zuschauer einer

Sportveranstaltung bilden, in manchen Fällen gerade nicht gewalttätig wird – weil er auf keine anderen (externen) kollektiven oder individuellen Körper mehr trifft, dessen Raum er, gewalttätig, einnehmen könnte. Ganz im Gegenteil und in einer paradoxalen Folge derselben Logik kann die gutgemeinte Maßnahme, Fans gegnerischer Mannschaften im Stadion voneinander zu trennen – eine Maßnahme, die dazu dienen soll, Gewalt zu minimieren – daher gerade zu ihrer Intensivierung führen. Vielleicht ist das ein Preis, den man für ein gewisses Maß von Kontrolle und Sicherheit entrichten muss. Ebenso schwer zu vermeiden wie dieser Preis ist aber auch der mit ihm verbundene Verlust der Möglichkeit, körperliche Transzendenz fanggruppenübergreifend zu erfahren – und mithin der Umschlag dieser Möglichkeit in ein gegenüber allem Fremden phobisches und nicht selten kriminelles Aggressionspotenzial.

Aus diesen Gründen sollte die internationale Sportgemeinschaft weniger Energie in Debatten über die Unterdrückung von Gewalt in Stadien investieren. So provokativ und ungewöhnlich dieser Standpunkt auch sein mag – Gewalt sowohl auf Seiten der Athleten als auch, zuweilen, auf Seiten des Publikums ist ein unvermeidlicher Bestandteil der spezifischen Ästhetik des Sports. Vielleicht gibt es sogar eine grundlegende Beziehung zwischen Ästhetik und Gewalt, die nur noch nicht hinreichend untersucht worden ist. Sportfunktionäre und Sportberichterstattung jedenfalls sollten sich lieber mit anderen – wichtigeren, aber seltener thematisierten – Problemen beschäftigen: mit dem offenen Rassismus, der den internationalen Fußball seit Jahren begleitet, mit der Homophobie im Breiten- wie Leistungssport oder mit der längst zur Routine gewordenen Ausbeutung junger Spieler – warum hat bisher niemand öffentlich die Frage gestellt, ob der junge Lionel Messi all die Wachstumshormone wirklich gerne geschluckt hat, mit denen ihn der FC Barcelona jahrelang so großzügig versorgte? ◆